Zeitschrift: Trans : Publikationsreihe des Fachvereins der Studierenden am Departement Architektur der ETH Zürich

Herausgeber: Departement Architektur der ETH Zürich

Band: - (1999)

Heft: 4

Artikel: Für wen bauen wir eigentlich?

Autor: Aeschbach, Franz

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-919204

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

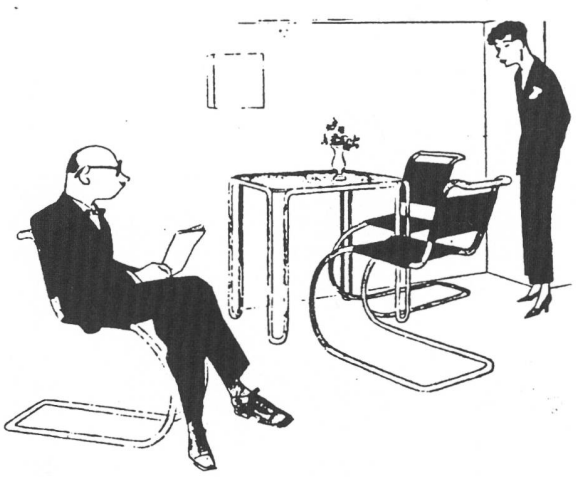
Franz Aeschbach

Für wen bauen wir eigentlich?

Wenn Erick van Egeraat sagt, Architektur solle modisch sein, trifft er damit den Kern der Sache. Die Moderne suchte das aus der Gegenwart entwickelte Zeitlose – ohne dabei einem Zeitgeschmack verhaftet zu sein. Diese Absicht ist zwar klar, doch ihre Realisierung ist ein Ding der Unmöglichkeit. Die Gegenwart erfindet sich täglich neu – was also nützen uns Konzepte, die bereits während der Ausführung ihren Anspruch an das Zeitlose verwirkt haben? Viel – demonstrieren sie doch den Willen, gesellschaftliche Probleme und Prämissen zu reflektieren und eine architektonische Antwort darauf zu geben, die sowohl formalen als auch soziologischen Aspekten Rechnung trägt.
Revivals oder Vorbilder früherer Architekturströmungen (zum Beispiel der Moderne der 20er Jahre oder der neuen Einfachheit) führen denn auch zu gewöhnlichsten Formalismen, d. h. zu einem Loslösen der Form von ihrer ursprünglichen Aufgabe, dem Menschen adäquaten Wohn- und Lebensraum zu bieten. Architektur wird so zu blosser Kulisse, ohne jeglichen ideologischen Hintergrund.

Das Modische ist a priori nichts Verwerfliches, sondern Ausdruck des Pools aktueller Tendenzen und Ideen. Doch nicht jede Mode leistet einen inhaltlichen Beitrag, wird zum Stil in ästhetischer und intellektueller Hinsicht, während umgekehrt gilt, dass jeder Stil modischen Ursprungs ist, einer aus dem Zeitgeist heraus entsprungenen gedanklichen und formalen Umsetzung aktueller Prämissen in Architektur.
Zwei Komponenten scheinen unabdingbar miteinander verknüpft zu sein, will ein Stil gesellschaftlich wirksam werden: neben den offensichtlichen formalen Aspekten braucht es die kritische gesellschaftliche Lektüre der Architekten, damit sie ihrer sozialen Verantwortung gerecht werden können. Fehlt das eine, wird der Stil zum Formalismus, fehlt das andere, bleibt nur noch Theorie.
Gesellschaftliche Aktualität und Relevanz gepaart mit ästhetischem Zeitempfinden bilden so die Basis des Stils, der eine Eigenständigkeit entwickeln kann, die über die zeitliche Vergänglichkeit des Modischen hinausreicht. Sein Gehalt und seine Bedeutung definieren sich über die Breite und Intensität seiner Rezeption.

Das Potential der Architektur besteht in ihrer Konsensfähigkeit zwischen Architekt und Bauherr – denn sie ist nicht Selbstzweck, sondern soll den Anliegen des zukünftigen Benutzers Rechnung tragen, ohne dass wir Architekten dabei unsere Seele verkaufen. Im Gegenteil: es kann nur in unserem Interesse liegen, wenn endlich ein konstruktiver Dialog zwischen Architekten und Bewohnern stattfindet, ansonsten manövrieren wir uns immer weiter ins Abseits und frönen unserer Subkultur. Solange Selbstbeweihräucherung, formales *eye catching* und intellektuell vergeistigte Architektur unsere Berufsauffassung mitprägen, werden wir beim Bewohner nur Kopfschütteln auslösen. Wir sollten damit aufhören, uns gegenseitig beeindrucken zu wollen. Wir bauen weder für den Architektenkollegen noch für die neueste Architekturpublikation. Die Frage, was der zukünftige Bewohner eigentlich wolle, wird viel zu selten gestellt oder dann nur unter Architekten diskutiert.
Für den ungenügenden Dialog zwischen Architekten und Bewohnern gibt es weitere Gründe. Wenn ein Bauherr wissen will, weshalb unser Bau so aussieht, wie er aussieht, sollten wir auch bereit sein, es ihm in (verständlichen) Worten zu erklären und nicht als lästige Frage abtun. Ein zu unterschiedlicher Wissensstand erschwert eine Diskussion, darf aber nie als Ausrede dienen. Von der Bauherrschaft wünschen wir uns manchmal mehr Mut zum Risiko, doch neue, ungewohnte Lösungen bedürfen einer eingehenden Auseinandersetzung und des Abbaus existenter Vorurteile – wozu die Bereitschaft nicht immer vorhanden zu sein scheint.



„Edgar, wie kommt die Vase in unser Milieu?"

Andererseits fehlte bisher vielleicht auch das richtige Kommunikationsmedium. Mündlich oder schriftlich erläuterte Skizzen und Modelle weisen immer den Nachteil auf, dass wir fertige Zwischenstände unserer Arbeit präsentieren und unserem Gegenüber eine eigentliche Teilnahme am Gestaltungsprozess verunmöglichen. Da die Komplexität des Entwurfsprozesses oftmals Entscheide generiert, die auch unter Berufskollegen Unverständnis hervorrufen bzw. nicht bis ins Detail nachvollziehbar sind, ist eine Potenzierung des unterschiedlichen Wissensstandes die Folge. Das Erhöhen der Kadenz der gemeinsamen Sitzungen kann dabei Abhilfe schaffen, bedeutet aber reine Symptombekämpfung.

Die heutige Informationsgesellschaft bietet viel weitergehende Möglichkeiten, denn das verstärkte Neben- bzw. Miteinander realer und virtueller Welten bedeutet eine Erweiterung unserer herkömmlichen Arbeitsinstrumente. Im digitalen Netzwerk können in definierten Foren auf spielerische Weise unterschiedlichste Architekturmodelle und urbane Situationen simuliert werden, was kein Architekturstudium voraussetzt, da für den Einstieg ein Internetzugang und das Beherrschen einfacher *tools* ausreichend sind. Durch die Benutzervielfalt im Netz werden diese Foren nicht nur von Architekten und anderen Spezialisten besucht: auch die Bewohner können ihren persönlichen Vorstellungen digital und *online* Ausdruck verleihen bzw. Gestalt geben. Diese *sites* bilden Gefässe, innerhalb derer Spezialisten und Laien gemeinsam Architektur entwickeln im Sinne eines demokratischen Stadt- bzw. Formfindungsprozesses, wodurch ein Austausch stattfindet, von dem zwangsläufig beide Parteien profitieren. Architektur und Stadtplanung rücken so aus ihrer subkulturellen Ecke und erhalten den ihrer Aufgabe angemessenen Stellenwert. Der Begriff Stil muss in diesem Zusammenhang – neben seiner gesellschaftlichen und formalen Seite – um den Aspekt der Arbeitsweise und der darin involvierten Personen erweitert werden. Nicht umsonst wird auch im Alltag von Arbeitsstil gesprochen, der in diesem Fall massgeblichen Einfluss auf die baulichen Antworten zukünftiger Aufgabenstellungen hat. Natürlich ist es utopisch anzunehmen, der konkrete Entwurfsprozess einer Bauaufgabe entwickle sich so Hand in Hand mit dem Bauherrn, doch dessen Einblick in die fiktive Architektur im Internet und die Möglichkeit der Teilnahme schaffen einen grösseren gemeinsamen Nenner. Das gesteigerte Vertrauen in die Arbeit des Architekten wird so manche ablehnende Haltung lindern und damit den Nährboden bilden für innovative Architektur, die nicht bloss unter Kollegen geschätzt und verstanden wird.
Hoffen wir also, dass die humorvolle Bemerkung Charlotte Seemanns: „Vielleicht entwickeln die Raumplaner so oft an den Menschen vorbei, weil sie ein (Reiss-)Brett vor dem Kopf haben", in Zukunft nicht mehr zutrifft.

Abbildung:
Illustration Kristiana Hartmann

Franz Aeschbach
ist Architekturstudent an der ETH Zürich im 7. Semester